

standen. Während sich bei den übrigen Parteien die Entwicklungen zur modernen Massenbewegungen abzeichnete, waren bei den Liberalen verschiedene Fraktionen von Individualisten entstanden, bei denen ein ideologischer Zusammenhalt nicht zu erreichen war. Dies läßt sich auch an der Interessenlage des Bürgertums in der Wirtschaftspolitik nachweisen.

Hinsichtlich des Themas Liberalismus und Wirtschaft bringt Susanne Herrleben eine sehr aufschlußreiche Zusammenfassung. Nach Jahren einer offensichtlich glänzenden Konjunktur fiel der verheerende Börsenkrach 1873 in die Ära der Deutschliberalen und erschütterte das Finanzsystem wie auch das Vertrauen der Bevölkerung in die Verfassungspartei. Einige erfolgreiche parlamentarische Aktionen hoben das Ansehen der Partei hinsichtlich handelspolitischer und wirtschaftlicher Probleme erneut, die soziale Frage blieb jedoch weiterhin ungelöst.

Die Lage der sozial schwachen Schichten der Bevölkerung wurde trotz mancher Forderung nach einer staatlichen Interventionspolitik zugunsten der Arbeiterklasse nicht verbessert, denn man kam über die altliberale Vorstellung von der Selbstverantwortlichkeit des einzelnen nicht hinaus (Irene Gartner).

Das Ende des liberalen Regimes fiel in die Zeit nach der Okkupation Bosniens und der Herzegowina, die von den Deutschliberalen als Akt „dynastischer Außenpolitik“ vor allem aus nationalen Gründen abgelehnt wurde. Man befürchtete die Slawisierung der Monarchie (Leopold Kammerhofer – Walter Prenner). Fraktionsgliederung und Parteiprogramme (1870–1880) bieten einen Überblick über die deutschliberalen Regierungen. Ein Schlagwortregister sowie die Wiedergabe von statistischem Material zu den Kronländern Zisleithaniens wären im Anhang wünschenswert gewesen.

Fürth

Harald Bachmann

*Michel, Bernard: La chute de l'Empire austro-hongrois 1916–1918.*

Robert Laffont, Paris 1991, 322 S., 17 Abb., 5 Karten, 3 Tabellen, 2 Diagramme.

Die Sichtweise, mit der französische Beobachter die Verhältnisse innerhalb der Habsburgermonarchie beurteilten, war bis weit in das 20. Jahrhundert von der jahrhundertalten Rivalität geprägt, die zwischen den Regenten von Versailles/Paris und den Habsburgern vorherrschte. Als die Donaumonarchie im Spätherbst des Jahres 1918 auseinanderfiel, da fand sich insbesondere in Frankreich kaum jemand, der ihren Untergang betrauert hätte. In einem französisch verfaßten Pamphlet hatte Edvard Beneš zwei Jahre zuvor die verantwortlichen Staatsmänner Frankreichs dazu aufgerufen: *Détruisez l'Autriche-Hongrie!* Die damals bedeutendsten französischen Kenner des Donaumaumes – André Chéradame, Louis Eisenmann, Louis Léger und Ernest Denis – hatten von dem historisch unvermeidlichen Untergang des angeblich klerikal-autokratisch regierten „Völkerkerkers“ gesprochen. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg unternahm Historiker wie Victor-L. Tapié und Jacques Droz (in seinem noch immer fesselnden, leider niemals übersetzten Werk *L'Europe centrale. Évolution historique de l'idée de „Mitteleuropa“*, Paris 1960) eine Neubewertung der Vielvölkermonarchie sowie ihrer inneren Verhältnisse.

Seit einigen Jahren vollzieht sich in Frankreich eine mitunter geradezu nostalgisch gestimmte Wiederentdeckung des vormaligen Erzrivalen; dieses Interesse für einen lange verkannten Kulturraum wurde durch die Geschehnisse des Jahres 1989 nur noch verstärkt. Scharen von frankophonen Touristen ziehen durch Wien, Prag, Budapest und Krakau; Literatur, Musik und Malerei des habsburgischen *fin-de-siècle* finden genauso Anklang wie prachtvolle Bildbände oder Stadtführer. Buchtitel beschwören die ideenschwangere Vision einer versunkenen Vergangenheit, die der zweckorientierten Gegenwart des Maastrichter Vertragswerkes zu fehlen scheint: „Le génie de l’Autriche-Hongrie“ (Miklos Molnár, Paris 1989) heißt es da oder: „Autriche-Hongrie, idée pour l’avenir“ (Pierre Béhar, Paris 1991). Der Straßburger Historiker Jean-François Bled verfaßte 1987 eine vielbeachtete Biographie von Kaiser Franz Joseph, die heute schon als Standardwerk gilt.

François Fejtő, gebürtiger Ungar und seit Jahrzehnten in Frankreich ansässig, veröffentlichte 1988 einen umfangreichen Essay unter dem Titel *Requiem pour un empire défunt. Histoire de la destruction de l’Autriche-Hongrie* (deutsch: Requiem für eine Monarchie, Wien 1991), der binnen weniger Monate mehrere Auflagen erfuhr. Fejtő wandte sich gegen die landläufige Ansicht, Österreich-Ungarn sei an seinen inneren Kämpfen und Widersprüchen zugrunde gegangen; vielmehr sei der Untergang der Vielvölkermonarchie Resultat einer konsequenten Zerstörungspolitik einiger mitteleuropäischer Emigranten und der kriegführenden alliierten Mächte gewesen. Der französischen Staatsführung und jakobinisch gesinnten französischen Freimaurerei, so Fejtő in seiner ebenso emphatisch wie einseitig vorgetragenen These, müsse man einen großen Teil der Verantwortung zuschreiben. Auch Jean Bérenger stimmte in seinem umfangreichen Werk *Histoire de l’Empire de Habsbourg 1273–1918* (Paris 1990) mit Fejtő zumindest in der Beurteilung überein, daß die Habsburgermonarchie an ihren innenpolitischen Schwierigkeiten keineswegs hätte auseinanderfallen müssen.

Nun liegt mit dem jüngsten Buch des Pariser Historikers Bernard Michel eine weitere Arbeit über die letzten Jahre Österreich-Ungarns vor. Dabei entschied sich der Verfasser für eine Darstellungsweise, die sich an ein breiteres Publikum wendet und wieder einmal verdeutlicht, wie sehr es im deutschsprachigen Raum an entsprechenden Geschichtswerken mangelt, die fachliche Kompetenz mit stilistischer Lesbarkeit vereinen. Das Buch folgt den Ereignissen, die sich in den Ländern der Donaumonarchie in den Jahren 1916–18 zutrug, von Tag zu Tag, manchmal im Stil einer Zeitungsreportage oder eines Tagebuchs. Auf diese Weise wird in knappen atmosphärischen Skizzen die immer vielschichtiger werdende Verkettung von Umständen nachgezeichnet, die schließlich dazu beitrug, daß sich die Monarchie aus einem durchaus lebensfähigen Gebilde im Jahre 1914 in den todgeweihten Torso des Jahres 1918 verwandelte. Michel betont, daß das Bild des faulenden, überalterten, korrupten und reaktionären Staates, das von der gegnerischen Propaganda urbi et orbi verbreitet wurde, keineswegs mit der Realität übereinstimmte. Er zeigt aber auch, wie sich die Österreich-Ungarn inwohnende Vitalität im Verlauf des Krieges abnutzen mußte, wie vor allen Dingen im alltäglichen Leben des „kleinen Mannes“ Veränderungen physisch-materieller und seelisch-atmosphärischer Art eintraten, die *un repli défensif sur chaque nationalité* zur Folge hatten (S. 34). Der Verfasser verweist in diesem Zusammenhang auf zeitliche

„Knotenpunkte“ nach der Ermordung des Ministerpräsidenten Graf Stürgkh durch Friedrich Adler im Herbst 1916 und dem darauffolgenden politischen „Tauwetter“, nach dem Scheitern der innenpolitischen Reformansätze und Bemühungen um einen Separatfrieden im Sommer 1917 sowie während des allgemeinen Auflösungsprozesses im Oktober 1918.

Auf die Frage, wer denn nun eigentlich die Monarchie zerstört habe, gibt der Verfasser zur Antwort: *Tout le monde!* (S. 289) Er verdeutlicht, daß es gegen Kriegsende außerhalb der Armee keine einzige übernationale Einrichtung mehr gab, die aktiv und entschieden für einen Fortbestand der Dynastie und ihres Reiches eingetreten wäre; selbst der katholische Klerus – vordem eine Klammer des Reiches – unterlag in hohem Maße der nationalen Zerklüftung.

Es ist nicht Ziel des Buches, durch akribische Analyse der Reihe nach alle Faktoren nachzuweisen, die nun tatsächlich den Untergang der Monarchie herbeiführten; dies ist zudem durch die Arbeiten von Zeman, Valiani, May, Kann, Jászi oder Plaschka/Mack bereits versucht worden. Die selektive, fragmentarisch gehaltene Darstellung Bernard Michels ermöglicht jedoch in ihren gelungensten Passagen, wo sich die im Präsens gehaltene Schreibweise dem *roman historique* annähert, ein Eintauchen in die subjektive Perspektive eines Betrachters der damaligen Zeit, ein Erahnen jener in ihrer Bedeutung oftmals unterschätzten atmosphärischen Stimmung, die das Verhalten des Individuums ebenso beeinflussen kann wie das größerer Menschengruppen.

Ein abträgliches Detail am Rande: Bücher aus großen französischen Verlagen wie in diesem Fall Laffont stehen mit fremdländischen Schreibweisen traditionell auf Kriegsfuß. So hat Michel alle mitteleuropäischen Namen dankenswerterweise mit diakritischen Zeichen versehen, doch Setzer und Lektorat machen daraus einen bunten Salat: Beispielsweise findet man Kramář als *Kramár*, *Kramar* oder *Kramař*, aus Těšín wird *Těšin*, und die Zeitschrift „Pester Lloyd“ verwandelt sich in einen gewissen *Peter Lloyd*.

Am Ende seiner Arbeit kommt Bernard Michel dann auf jene „Aktualität“ des Themas zu sprechen, welche die französische Öffentlichkeit gegenwärtig besonders zu faszinieren scheint: *La résurgence de Mitteleuropa* seit den Umwälzungen des Jahres 1989. Die kleinen Völker der europäischen Mitte könnten, so der Verfasser, aus ihrer gemeinsamen Vergangenheit, die rückblickend als Idyll nostalgisch verklärt wird, heute zumindest die Erkenntnis gewinnen, daß die engere wechselseitige Zusammenarbeit und die Interessenkoordination im Hinblick auf zukünftige konföderale oder föderale Bindungen eine historische wie politische Notwendigkeit darstellen. Dem müßte auch der Westen in seiner Politik gegenüber den jungen Demokratien Ostmitteleuropas Rechnung tragen. Man dürfe nicht wieder mechanisch von außen fremde Strukturen übertragen, es gelte vielmehr, auch im wirtschaftlichen Bereich jene eigenständigen Wurzeln wiederzufinden, die in das übernationale Erbe der Habsburgermonarchie zurückreichen.